

Rezensionen

Autor(en): **Hitz, Florian / Wanner, Kurt / Collenberg, Adolf**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(2004)**

Heft 4

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rezensionen

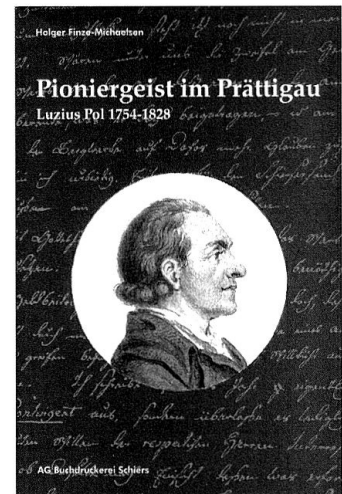
Holger Finze-Michaelsen, **Pioniergeist im Prättigau. Luzius Pol 1754–1828.**

Schiers (AG Buchdruckerei Schiers) 2004. 296 Seiten, zahlreiche Abbildungen. ISBN 3-9522963-1-7.

Luzius Pol gehört zu den profiliertesten Gestalten der Bündner Geschichte an der Wende zum 19. Jahrhundert. In seiner Lebensgeschichte treffen sich die Einflüsse des herrnhutisch geprägten Pietismus und des «ökonomischen Patriotismus». Der Sohn eines St. Moritzer Schuhmachers wirkte neben seinem Pfarrdienst in Prättigauer und Herrschäftler Gemeinden als Botaniker und Insektenforscher, Drucker, Geograph, Reiseschriftsteller, Arzt und Lehrer. Sein Hauptprojekt jedoch war während eines Vierteljahrhunderts die Bezwingung der wilden Landquart auf dem Schierser «Sand». Pol war in vielfacher Hinsicht ein Pionier, vielen Zeitgenossen weit voraus. In seinen Visionen blieb er oft unverstanden und einsam.

Der Autor der neuen Pol-Biographie, Holger Finze-Michaelsen, ist von 1985 bis 2001 Pfarrer der reformierten Kirchgemeinden St. Antönien und Schiers gewesen (und ist seitdem Pfarrer in Zweisimmen im Berner Oberland). Während seiner Prättigauer Wirkungszeit hat er zahlreiche Beiträge zur Prättigauer und Bündner Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts veröffentlicht, nicht zuletzt im Bündner Monatsblatt. Die Verbreitung der Herrnhuter Brüdergemeine... Auswanderung unter herrnhutischem Einfluss... der Berufsalltag der reformierten Pfarrer... die Gemeinde Schiers: Das ist der Themenkreis, den diese Publikationen abzirkeln. Ein solides Fundament für die Biographie Luzius Pols, die ihrerseits wohl den krönenden Abschluss von Holger Finzes bündnergeschichtlicher Werkphase bildet.

«Pioniergeist im Prättigau»: Soll dieser Titel etwa ein Spannungsverhältnis bezeichnen? Wird da gar ein Gegensatz angedeutet? Die schlimme Vorahnung bestätigt sich bei der Lektüre. Holger Finze betont den tragischen Aspekt in Pols Leben: dass der Pio-



nier bei denjenigen, welchen er voranging, allzu wenig Gefolgschaft fand.

Darin unterscheidet sich die neue Publikation von der ersten wissenschaftlichen Pol-Biographie, einer Arbeit von Jakob Zimmerli aus dem Jahr 1923.¹ Schonungsloser als Zimmerli benennt Finze die Misserfolge Pols, und noch viel schärfer rügt er die Vergessenheit, der Pols Bemühungen anheim gefallen sind (wobei die Vergesslichkeit der Nachwelt mit zunehmender Zeitdistanz tatsächlich noch zugenommen hat).

Theologie und soziales Engagement

Pol selbst erkannte wohl sein Scheitern – und machte doch unverdrossen weiter. Offensichtlich verfügte er über eine stetig starke Motivation, über ein hohes Mass an Frustrationstoleranz. Für Holger Finze gibt es keinen Zweifel, worin Pols Antrieb gründete, worin seine mentalen Kraftreserven bestanden: in seiner Glaubensauffassung, seiner Theologie. Diese Annahme, von einem Pfarrer über einen Pfarrer geäussert, erstaunt nicht.

Erstaunlicher ist der Umstand, dass Finze der erste ist, der die «Zusammenhänge zwischen Theologie und gesellschaftlicher Verantwortung» bei Pol ausleuchten möchte. Dagegen hat sich der Biograph Zimmerli einseitig auf Pols naturwissenschaftliche und technische Leistungen konzentriert und deren – mögliche, wahrscheinliche, notwendige – Voraussetzungen in Pols Theologie weitgehend vernachlässigt. Merkwürdig: Jakob Zimmerli war Lehrer an der Evangelischen Lehranstalt Schiers, sein Vater dort sogar Schulleiter und Konfirmandenseelsorger, ein entschlossener Macher – insofern an Pol erinnernd –, der nie zögerte, auf die theologische Dimension seiner säkularen Bestrebungen zu verweisen.²

Aber vielleicht ist es im Fall von Luzius Pol eben doch nicht so klar, dass der Akteur seine wissenschaftlichen Untersuchungen und technischen Unternehmungen «als praktizierte christliche Diakonie» verstand... Holger Finze geht allerdings von dieser Annahme aus und bekräftigt sie immer wieder: Pol habe naturwissenschaftliche, medizinische und ingenieurtechnische Anwendungen als «Fortsetzung seines Berufes mit anderen Mitteln» verstanden, als «einen von Gott gebotenen Menschendienst».

Und wo liegt das Problem? Warum sollte ein naturwissenschaftlich-technisch begabter Pfarrherr seine menschenfreundlichen Werke nicht Gott zuliebe vollbringen? Skepsis ist vor dem Hin-

tergrund der Zeitverhältnisse angebracht. Gilt es doch als Tatsache, dass «damals viele junge Männer von ihren Familien zum Theologiestudium gedrängt» wurden, so dass es viele Pfarrer gab, «die im Innersten mit ihrem Beruf unzufrieden waren und darum nebenher andere Beschäftigungen suchten, die ihren Neigungen eher entsprachen.»

Finze zitiert diese Ansicht, um sie sogleich zu widerlegen. Oder vielmehr, er hält sie für bereits widerlegt – durch Pols Beispiel (und das Beispiel von dessen Amtsbruder Cattaneo in St. Antönien). Ganz offensichtlich habe es Pfarrer gegeben, die im Rahmen ihrer Berufung auf jede erdenkliche Weise dem Gemeinwohl dienen, «gemeinnützig» sein wollten.

Modernisierung und Säkularisierung

Damit ist das Problem verlagert, aber noch nicht gelöst. Denn «Gemeinnützigkeit» war im späten 18. Jahrhundert nur allzu verbreitet: nicht bloss als edles Streben, sondern auch als Versatzstück aus dem aufklärerischen Tugendkatalog, als rhetorische Routine. «Der aufklärerische Pfarrertyp dieser Zeit beschränkte sich in seinen Predigten mit Vorliebe auf moralische Appelle und sittliche Normen, eben auf «Gemeinnützigkeit».» An den Rand gerückt wurden die zentralen (christo- und eschatologischen) Inhalte: das Sterben und Auferstehen Jesu Christi, Gottes Gnade für den Menschen. Immerhin kam man auch davon ab, hinter jeder Naturkatastrophe eine göttliche Mahnung oder Prüfung oder gar ein göttliches Gericht zu sehen.

Holger Finze erwähnt die aufklärerische Leistung der damaligen Pfarrerschaft. Man darf ergänzen: Insofern die Pfarrer sich der Aufklärung verschrieben, wirkten sie auch in einem säkularisierenden Sinn. Nun erscheint gerade Luzius Pol in hohem Grad als Aufklärer, als fortschrittlicher Intellektueller. Er war Mitglied der einschlägigen Sozietäten und Mitarbeiter am «Sammler», der «gemeinnützigen Wochenschrift für Bündten».

Im Zusammenhang mit dem Zeitschriftenwesen findet Finze übrigens eine elegante Umschreibung für den vielbenutzten Begriff «Gemeinnützigkeit»: Dieser stand «für den Kontrast zu Unterhaltung und religiöser Erbauung». Ein Synonym war bekanntlich «Patriotismus». Den letzteren Begriff verwendete Pol gelegentlich als Leitgedanken für eine Predigt. Wer war hier nun tonangebend und ausschlaggebend: der Theologe – oder eben doch der «gemeinnützige» Aufklärer?

Es gibt reichlich Hinweise darauf, dass Luzius Pol selbst jenen «aufklärerischen Pfarrertyp» verkörperte, den Holger Finze wegen seiner sozialen Verantwortung lobt, dem er aber auch theologische Defizite nachsagt. Im Frühling 1801 schwankte Pol, ob er künftig als Pfarrer oder als Arzt wirken solle. Sein alter Freund und Kollege Jeremias Lorsa (von Silvaplana), ein ernsthafter Pietist, redete ihm ins Gewissen: Wer «nur Moral ohne Christum» predige und nicht bereit sei, «den Tod des Herrn zu verkündigen bis ans Ende», der habe als Pfarrer den Beruf verfehlt. Pol machte vorerst weiter. Später aber, als er sich ganz ausgebrannt fühlte, verabschiedete er sich für nicht weniger als zehn Jahre vom Pfarramt. Die Krise von 1801 wirkt in Finzes Darstellung eher harmlos. Pol habe «die Gleise, die der herrnhutisch geprägte Pietismus in seinem Leben gelegt hatte», nicht verlassen wollen. Gewiss war Pol in pietistischem Geist sozialisiert worden, aber im Vergleich mit Lorsa zeigte er sich nur oberflächlich davon geprägt. Pol «konnte nicht anders als Pfarrer *und* «gemeinnützig» sein» – *faute de mieux*, möchte man hinzufügen. Die Spannung zwischen aufklärerischem Aktivismus und seelsorgerischem Dienst sollte jedenfalls nicht unterschätzt werden.

Und die soziale Relevanz des Ganzen ...

Bei alledem geht es nicht nur um die persönlichen Probleme des Luzius Pol. Es geht vielmehr um die Frage, inwiefern Pietismus und Aufklärung – die beiden für Graubünden wohl wichtigsten geistigen Strömungen des 18. Jahrhunderts – miteinander vereinbar waren. Holger Finze beschreibt, für das Beispiel Pols, ein harmonisches Verhältnis; aber seine Darstellung wirkt in dieser Hinsicht eher harmonisierend. Aus der politischen Geschichte wissen wir, dass die bündnerischen Aristokraten entweder den Pietismus protegierten (Planta, Sprecher, Albertini usw.) oder aber eine säkulare Aufklärung unterstützten (Salis). Hier scheint es um ein Entweder-Oder gegangen zu sein.

Man könnte natürlich einwenden, solche Fragen seien nur von geistes-, religions- oder ideologiegeschichtlichem Belang, also von beschränktem Interesse. Aber Finzes Pol-Biographie reicht auf beiden Ebenen über das Biographische hinaus: nicht nur auf der «ideellen», sondern auch auf der «materiellen». Der Autor hat Pols umfangreiche und detaillierte Tagebücher ausgewertet. Diese Quellen berichten über konkrete Lebensverhältnisse, wie sie für viele Leute galten.

Die Journal-Einträge beziehen sich vor allem auf Pols Haushalt, im ökonomischen und ökologischen Sinn. Sie geben Auskunft über Kleidung und Ernährung, über hygienische Verhältnisse und über Verkehrsverhältnisse und natürlich über das Wetter und dessen gewaltige Bedeutung. All diese Informationspartikel werden von Holger Finze zu einem anschaulichen Mosaik des Alltagslebens zusammengestellt.

Florian Hitz

1 Dekan Luzius Pol. Sein Leben und Wirken, Schiers 1923.

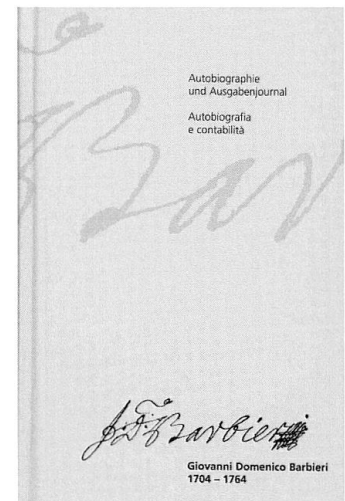
2 Dazu Theodor NÄGELI, Direktor Jakob Zimmerli 1894–1918, in: 100 Jahre Evangelische Lehranstalt Schiers 1837–1937, Schiers 1937, S. 187–328. Direktor Zimmerli gilt als der «grosse Bauherr von Schiers»; vgl. seine Broschüre: Die Idee von Schiers und ihre bauliche und organisatorische Verwirklichung, Genf 1909.

Die Autobiographie und das Ausgabenjournal des Misoxer Baumeisters Giovanni Domenico Barbieri

Silvio Margadant, Emanuel Braun (Hg.), Giovanni Domenico Barbieri (1704–1764). Ein Graubündner als Hofmaurermeister des Fürstbischofs von Eichstätt, Zweisprachige Ausgabe, 264 Seiten, 22 meist farbige Illustrationen, Verlag Schnell & Steiner, Regensburg 2004, ISBN 3-7954-1626-4.

Seit Arnaldo Marcelliano Zandralli 1958 sein grundlegendes Werk «I magistri Grigioni – architetti e costruttori, scultori, stuccatori e pittori – dal 16° al 18° secolo» veröffentlicht hat, besteht ein reges Interesse an Leben und Werk der aus Südbünden, vorab aus dem Misox nach Mitteleuropa ausgewanderten Bauleute, die vom 16. bis ins 18. Jahrhundert hinein die Architektur in weiten Teilen Süddeutschlands, Bayerns und Österreichs beeinflusst und mitgeprägt haben. Allein in den letzten zehn Jahren sind zwei umfangreiche Werke zu diesem Thema herausgegeben worden: «Baumeister aus Graubünden – Wegbereiter des Barock» von Max Pfister (1993, Verlag Bündner Monatsblatt, Chur) und «Graubündner Baumeister und Stukkateure – Beiträge zur Erforschung ihrer Tätigkeit im mitteleuropäischen Raum» von Michael Kühnenthal (1997, Verlag Armando Dadò, Locarno). Nun liegt eine weitere, für einmal zweisprachige Publikation vor, die uns diese einzigartige Gruppe von Baumeistern und Stukkateuren etwas näher bringt. Diesmal geht es aber primär nicht um eine kunsthistorische Betrachtung, sondern vielmehr um die autobiographischen Aufzeichnungen des in Diensten des Fürstbischofs von Eichstätt stehenden Hofmaurermeisters Giovanni Domenico Barbieri (1704–1764). Sie bilden heute – sowohl für Graubünden als auch für Bayern – eine dokumentarische Quelle von unschätzbarem Wert, indem sie einen sehr guten Einblick in den Alltag eines Baumeisters zu jener Zeit vermitteln und dadurch die Kunstgeschichte beider Regionen auf eine authentische Weise bereichern.

Diese Dokumente wurden 1992 dem Kanton Graubünden geschenkt, und Staatsarchivar Silvio Margadant erkannte sogleich die Bedeutung des in italienischer Sprache abgefassten Manuskripts. Er transkribierte es, versah es mit Anmerkungen, Registern und Tabellen und veröffentlichte es in der Originalversion 1996/1997 in der von der Pro Grigioni Italiano herausgegebenen



Zeitschrift «Quaderni Grigionitaliani». Da das Interesse an den Misoixer «magistri» nicht nur in ihrer bündnerischen Heimat, sondern vor allem auch in ihrem süddeutschen Wirkungsbereich sehr gross ist, übernahm es der auf Kunst- und Kulturgeschichte spezialisierte Verlag Schnell & Steiner in Regensburg, aus Barbieris Tagebüchern – der Baumeister selber bezeichnete sie als Notizen, als «Breve Nottatte di mia via andante» – und Ausgabenjournal ein über 260 Seiten umfassendes Buch zu gestalten. Dieses vermag – neben seinem interessanten Inhalt – sowohl durch seine Gestaltung als auch durch seinen Reichtum an Informationen zu überzeugen.

Zu verdanken ist diese mit 22 ausgewählten Abbildungen bereicherte Publikation in erster Linie Silvio Margadant. Er wirkte nicht nur als versierter Herausgeber, sondern war auch für die ausgezeichnete deutsche Übersetzung des wegen seiner altertümlichen Schreibweise keineswegs einfachen italienischen Textes besorgt. Als Mitherausgeber zeichnet der Kunsthistoriker Emanuel Braun, Leiter des Domschatz- und Diözesanmuseums von Eichstätt, während der Misoixer Geschichtsforscher Cesare Santi, der kürzlich mit dem Bündner Literaturpreis geehrt wurde, zahlreiche Anmerkungen beisteuerte. Massimo Lardi verfasste zudem eine aufschlussreiche Einleitung. In Barbieris Aufzeichnungen erkennt der ehemalige Kantonsschullehrer und Quaderni-Redaktor gleich drei Interpretationsstränge: «Barbieri schreibt in erster Linie, um seinem eigenen Herzen Luft zu machen, um sich in der Fremde durch die Erinnerungen an Familie und Vaterland aufzurichten. Dann ist eine klare pädagogische Absicht erkennbar: Der Autor verfolgt den Zweck einer moralischen und spirituellen Belehrung – Unrecht verzeihen und geduldig ertragen, um dem christlichen Ideal gemäss zu leben» – und jener Überlebensphilosophie, die letztlich auf den Regeln der abendländischen Seefahrt basiert.

Wer aber war nun überhaupt dieser Giovanni Domenico Barbieri, der vor genau 300 Jahren in ärmlichen Verhältnissen in Roveredo geboren wurde und vor 240 Jahren als geschätzter Hofbaumeister und Architekt des Domkapitels im süddeutschen Eichstätt verstarb? Er sei nicht als einer der Grossen – wie etwa seine Landsleute Giovanni Antonio Viscardi, Enrico Zuccalli oder Gabriel de Gabrieli – in die Kunstgeschichte eingegangen, schreibt Emanuel Braun in seinem Vorwort, dennoch habe er aber zu jenen Bündner Baumeistern und Stuckateuren gehört, die für die Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts zu einem Begriff geworden seien.

Giovanni Domenico Barbieri, dessen Schaffenskraft ganz enorm gewesen sein muss, beschreibt in seiner rund vier Lebensjahrzehnte umfassenden Autobiographie die Jugend in einer abgelegenen Talschaft, die einst nur wenigen Familien eine Existenz geboten hat. Wie viele seiner Landsleute musste er sich deshalb fernab der Heimat verdingen: Er kam als Maurerlehrling nach Eichstätt, wo sein Vorbild und Freund Gabriel de Gabrieli als Architekt des dortigen Fürstbischofs tätig war. Den fremden Verhältnissen konnte er sich aber bald einmal anpassen, er bildete sich fort und bekam verantwortungsvolle Aufgaben als Baumeister übertragen, in einer Zeit, als im baulichen Gewerbe Süddeutschlands Hochkonjunktur herrschte. Man erfährt in diesem Buch zudem vieles über das nicht immer einfache Leben am Bau, über die wirtschaftlichen Verhältnisse, die Entstehung bekannter Baudenkmäler im mittelbayerischen Raum, über die Gesinnung Barbieris und sein Verhältnis zu den Kollegen aus der Heimat.

Kurt Wanner

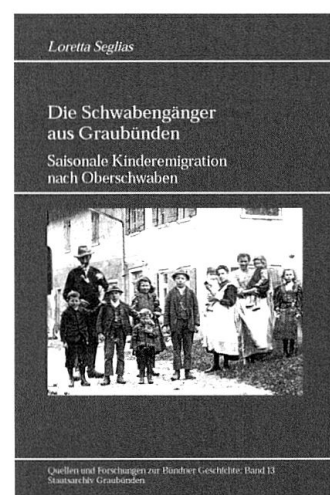
Loretta Seglias, Die Schwabengänger aus Graubünden. Saisonale Kinderemigration nach Oberschwaben.

Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte, Band 13, herausgegeben vom Staatsarchiv Graubünden. Redaktion: Ursus Brunold. Kommissionsverlag Desertina, Chur 2004, 196 Seiten, ISBN 3-85637-297-0.

Beim vorgelegten Werk handelt es sich um eine Lizentiatsarbeit der Universität Zürich, die 2002 bei Prof. Philipp Sarasin verfasst wurde und nun, überarbeitet und mit Originalquellen angereichert, in der bekannten Reihe des Staatsarchivs erscheint. Sie umfasst 111 Seiten Text, 8 Seiten Quellen und Literatur und total 57 Seiten Zahlenmaterial, amtliche Quellen, Presse- und autobiographische Berichte. Ihr Ziel ist, die «von moralisierenden Instanzen vermittelte Erinnerung» der «gelebten und erinnerten Geschichte von Betroffenen gegenüberzustellen».

Das Werk untersucht in einem ersten Kapitel den zeitlichen Rahmen und die Auswanderungsgründe und liefert die statistischen Daten zu den «Schuobacheclers»: Alter, Konfession, soziale und geografische Herkunft. Der zeitliche Anfang der Schwabengängerei ist unklar – erstmals bezeugt ist diese in einem Bludenzer Dokument aus dem Jahr 1625. Das Tagebuch des Duitg Balletta berichtet von der Rückkehr von drei Brigelsern aus dem «Schuobaland» im Jahr 1793, und das erste amtliche Dokument stammt aus dem Jahr 1801. Die Bündner Kinderemigration verlief nach Seglias Annahme örtlich und jahreszeitlich in denselben uralten Bahnen wie die Montafoner, wurde aber erst ab 1830 offiziell als soziales (Armut-)Phänomen wahrgenommen und bekämpft. Was zunächst aus der Not herausgewachsen war, errang teilweise Prestige bei den Kindern (als Mutprobe oder wegen des sogenannten «doppelt Häs», das heisst der Sonntags- und Werktagstracht, die man als Lohn bekam, u.a.m.) und wurde mancherorts schliesslich «zur Tradition». Exemplarisch dafür stehen Bonaduz und vor allem Domat/Ems, wie Hans Antoni Jörger, der letzte Schwabengänger (1914), zu erzählen wusste.

In Oberschwaben war der Bedarf an jugendlichen Arbeitskräften wegen der Einzel- und Grosshofstrukturen sehr gross, zumal die eigenen Kinder seit Beginn des 19. Jahrhunderts schulpflichtig waren und das katholische Schwaben keinen Zugriff auf protestantische Kinder aus der Umgebung hatte. Deshalb stammen



die Bündner Schwabengänger selbstredend zum allergrössten Teil aus den katholischen Talschaften, vereinzelt aus dem Prättigau, Chur, Maienfeld u.a., hingegen keine (soweit fassbar) aus den italienischen Talschaften, dem Engadin, Rheinwald und aus Davos. Das Alter variiert zwischen 6 und 16 – die Forderungen nach einem Mindestalter von 10 Jahren oder mehr blieben Makulatur. Die Verkürzung der Aufenthaltsdauer – teilweise von Lichtmess (2. Februar) oder S. Joseph (19. März) bis Mitte Oktober oder Martini (11. November) – konnte erst in den 1860/1870er-Jahren erzwungen werden, als der obligatorische Schulbesuch endlich durchgesetzt werden konnte und die kantonale Armenordnung von 1857 Wirkung zeigte.

Die jährliche Anzahl von maximal 1100 Bündner Schwabengängern liegt weitaus tiefer als die Referenzzahlen aus Vorarlberg und Tirol mit je ca. 2000. Der Höhepunkt wurde in Bünden um 1850 erreicht, dann fielen die Zahlen innert 10 Jahren um ca. 70 Prozent.

Das zweite Kapitel behandelt die Reise nach Oberschwaben. Ursprünglich ein Marsch von bis zu 200 Kilometern in sieben Tagen mitten im Winter zu den badischen, württembergischen (am meisten) und bayrischen Kindermärkten: Ravensburg (der grösste), Friedrichshafen, Wangen, Pfullendorf und Überlingen. Nach 1860 brachten Bahn und Schiff Erleichterung. Die Versorgung und Begleitung wurden erst 1839 gesetzlich geregelt. Nicht immer waren die Kinder beim Aushandeln der Anstellung die Unschuldengel! Erfahrene Knaben entpuppten sich teils als ausgebuffte Trickser und Haftgeld-Betrüger, das heisst sie gaben einem Patron den Handschlag, nahmen das Haftgeld, verschwanden, verdingten sich bei einem andern und kassierten abermals. Auch das Umgekehrte, die Lohnprellerei durch die Patrons, kam vor. Über solche führten die Begleitpersonen eine «schwarze Liste».

Der Arbeitseinsatz richtete sich in etwa nach dem Leistungsvermögen der Kinder: Hüten, Feld-, Hof- und Hausarbeit. Um die Schuhe zu schonen, gingen alle barfuss. Schlafmanko, Sprachprobleme und Heimweh machten das Leben schwer. Die einsam Hütenden plagten das Wetter und die Langeweile. Nur wenige Stunden am Sonntagnachmittag waren frei – dann trafen sich die Romanen, ansonsten waren die meisten fremd unter Fremden. Horrorerlebnisse sind aktenkundig: Ärztliche Hilfe war bei Unfällen rein zufällig und finanzielle Hilfe wurde dabei keine geleistet. Ausnahmen bestätigen diesbezüglich nur die Regel. Soweit abschätzbar fühlten sich ca. 80 Prozent nicht schlecht bis gut behandelt. Dass die Drohung mit dem Schwabenland die

Kinder zu manierlichem Betragen bekehren konnte, lässt grundsätzliche Probleme erahnen. Aktenkundig sind Misshandlungen, sexueller Missbrauch, Selbstmorde u.a.m. Wer aber davonlief (*far la brocca*), wurde von den andern Kindern verhöhnt! [nicht anders als zu meiner Zeit als Knecht im Lugnez vor 50 Jahren]. Die Heimreise war wesentlich fröhlicher als die Hinreise – man hört teils von besoffenen Bengeln, die johlend und grölend gen Bünden zogen. Daheim machten die Rückkehrer dann Parade mit ihrem «doppelt Häs» und was sie sonst noch an Lohn oder Geschenken aus der Fremde mitgebracht hatten.

Die Schwabengängerei pflegten auch Erwachsene, die sich als Melker und Mägde verdingten.

Das letzte Kapitel befasst sich mit den Pressestimmen. Das böse Wort «Sklavenmarkt» machte (nicht ganz zu Unrecht) die Runde – die Kinder wurden wie Vieh betatscht und verhandelt. Die romanische Presse beklagte vor allem die negativen Auswirkungen auf die Erziehung der Kinder und tadelte die Eltern (nicht aber die Behörden); die protestantischen Deutschbündner Zeitungen übten Kritik an den Katholiken und beklagten den Imageschaden für Graubünden. Der erste spezifische Artikel erschien am 19. 7. 1830 im liberalen «Bündner Volksblatt», der letzte im liberalen «Freien Rätier» vom 29. 4. 1890. Die Kirchen sorgten sich nur um die religiöse und moralische Seite des Problems. Eins haben alle gemeinsam: Keiner tadelt die Kinderarbeit. Ganz im Gegenteil: Diese wird als arbeitserzieherisch positiv beurteilt – daran stiess sich auch noch in den 1950er-Jahren kaum jemand. Die Verfasserin lässt ebenfalls die ausländische Presse zu Wort kommen: die deutsche, österreichische und amerikanische.

Im Anhang wird das lückenhafte Zahlenmaterial präsentiert – vieles wurde im 19. Jahrhundert vom Kanton weggeräumt oder nicht erfasst, da keine amtliche Pflichtkontrolle der Schwabengängerei bestand. Die Quellentexte (vor allem handschriftliche Archivalien) spiegeln den amtlichen Verkehr zwischen den Gemeinden, dem Kanton und den schwäbischen Behörden längs der Zeitachse 1801 bis 1903 wider.

Würdigung

Das vorgelegte Werk setzt die grundlegenden Untersuchungen von Linus Bühler aus den 1970er-Jahren fort, erweitert diese und erleichtert vor allem den Zugriff auf Primärquellen und Statis-

tiken. Man bewegt sich auf sicherem Grund. Die wenigen Illustrationen – Stiche und Fotos aus der Zeit – sind anschaulich und aussagekräftig. Drei Karten erleichtern die Orientierung. Der weiteren Forschung – vor allem der familiengeschichtlichen – sehr dienlich und willkommen sind die Namensregister der Schwabengänger.

Adolf Collenberg

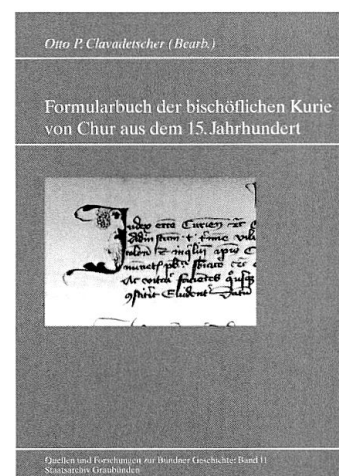
Otto P. Clavadetscher, Formularbuch der bischöflichen Kurie von Chur aus dem 15. Jahrhundert.

Edition Quellen und Forschungen zur Bündnergeschichte, Band 11, herausgegeben vom Staatsarchiv Graubünden, Redaktion: Ursus Brunold, Kommissionsverlag Desertina, Chur 2003, XVII + 163 Seiten, ISBN 3-85637-284-9.

Der Bearbeiter des Bündner Urkundenbuchs kann seine zahlreichen Beiträge zur Bündner Rechtsgeschichte – grundlegend hier «Die geistlichen Richter des Bistums Chur», 1964 – durch einen «Sonderband» bereichern. Im Stadtarchiv Freiburg i. Br. liegt als Handschrift B 1 Nr. 201 ein Formularbuch von heute 56 Blättern, das hier ediert wird. Wie bei einem Urkundenforscher vom Range Clavadetschers nicht anders zu erwarten, verzichtet er auf überflüssige Einzelheiten, leitet diszipliniert ein und hält sich an klare Regeln. Das ganze Formularbuch ist selbstverständlich lateinisch geschrieben, in sauberer Schrift mit den üblichen Abkürzungen (Abb. vor S. 1). Der Inhalt – 269 Nummern für Chur – wird erschlossen durch ein Namenregister und vor allem ein Sach- und Wortregister (S. 141–163).

Dem Redaktor der Reihe, Ursus Brunold, ist die Identifikation des Schreibers gelungen: Niklaus Breschli, 1449 im Wintersemester immatrikuliert in Wien, im gleichen Jahr bezeugt als Kopist kleiner geistlicher Texte in Padua, wo er noch einige Formulare der dortigen bischöflichen Kanzlei in sein mit einem Schreibervermerk bereits abgeschlossenes Churer Formularbuch nachgetragen hat (S. 126 ff., nicht ediert). Breschli, wohl nach 1430 geboren und jung verstorben, gehört einer angesehenen, gut bezeugten Churer Bürgerfamilie an. Er arbeitet nach Vorlagen seit 1398 – meist vor 1440 –, die ihrerseits schon Abschriften sein müssen, denn die Originale gehen hinaus an die Parteien eines Verfahrens; Vorlagen sind nicht erhalten. Es wird sich wohl um eine Übung Breschlis im kirchlichen Prozess handeln, was nicht ausschliesst, dass das Formularbuch später praktische Verwendung gefunden hat und vielleicht so ins Bistum Konstanz und an den heutigen Standort gelangt ist.

Heute arbeiten Gerichte mit vorgedruckten Formularen, respektive den entsprechenden Möglichkeiten des Computers. Im Mittelalter und lange darüber hinaus mussten auch ganz routinemässige Texte von Hand geschrieben werden, und dazu dienten



Formularbücher als Vorlage. Diese Bücher lassen die ganze Breite der Tätigkeit des Offizialats erkennen: Zitationen, Kontumazierungen, Vollmachten, Quittungen, Urteils- und Appellationsformulare, auch Präsentationen für kirchliche Stellen etc. – nichts hingegen aus dem weltlichen Bereich.

Das schon länger bekannte Churer Formularbuch ist umso wertvoller, als die Überlieferung des Churer geistlichen Gerichts schmal ist, zumal aus der Zeit vor 1450. Im Anhang kann der Herausgeber dazu 13 anderswo überlieferte Stücke vorlegen. Ein Formularbuch erhellt das alltägliche Verfahren und erlaubt, die Churer Praxis näher zu bestimmen durch den Vergleich mit andern Diözesen, auf die hingewiesen wird (S. XII).

Die eher knappen Formulare sind «abstrakt» gefasst und operieren mit Initialen oder fingierten Namen für die Parteien. Trotzdem enthalten sie zahlreiche Datumsangaben, die unsere Kenntnis der Bündner Geschichte des frühen 15. Jahrhunderts erweitern. Neben dem Iudex ecclesie Curiensis erscheinen als Aussteller Bischöfe und Domherren, auch Laien wie der Stadtmann von Feldkirch und es lassen sich einzelne Parteien bestimmen wie Gaudenz de Sala, Covig von Sent, und natürlich Kirchen und Klöster (Jörgenberg, Churwalden). Bemerkenswert etwa die bisher unbekannte Verleihung eines Marktprivilegs für Poschiavo (undatiert) oder die Legitimation sechs unehelicher Kinder des Augustin de'Salis (1426). Dass die Edition nur zu Kennern des Lateins und der kanonischen Gerichtsbarkeit wirklich «spricht», sei nochmals betont.

Werner Kundert

Ignaz Cathomen, Isidor Winzap (Red.), Falera: die Geschichte zur Entwicklung eines Bündner Bergdorfes.

Die rätoromanische Ausgabe trägt den Titel: Falera. La historia dil svilup d'in vitg grischun muntagnard. Beide umfassen gut 380 Seiten, Chur 2002.

Eine erfreuliche Folge des neuen Reichtums von Falera ist, dass sich die Tourismusgemeinde in einer so grosszügig gestalteten Dorfgeschichte präsentieren kann. Die beiden Redaktoren und Hauptverfasser Ignaz Cathomen und Isidor Winzap haben einige Spezialistinnen und Spezialisten mit der Abfassung besonderer Artikel betraut: Greti Büchi mit der Vorgeschichte; Silke Redolfi mit dem Mittelalter und der republikanischen Zeit (bis 1798); Sandra Darms behandelt die touristische Entwicklung, und aus dem Fundus von Lorenz Casutt (†) stammen die Hauszeichen.

Ein erster Blick offenbart die sehr reichhaltige und aussagekräftige Bebilderung quer durch alle Zeiten und Themen. Und das will bei Falera mit seinem imponierenden Zeithorizont vom späten Neolithikum (mit Unterbrüchen) bis heute etwas heissen! In Anlehnung an die inzwischen landesweit bekannte astronomische Steinsetzung ist man dabei, Falera zu einem Wallfahrtsort für moderne Astronomen und Sterngucker zu machen. Geschichte verpflichtet! Klassisch-adäquat sind die Darstellungen der geografischen Situation der Gemeinde, der Aufriss ihrer für ein Bauerndorf, das zudem «abseits der Strasse» liegt, erstaunlich gehaltvollen Geschichte. Die fassbaren Elemente von Werden und Wandel ihrer materiellen und sozialen Existenz werden sehr kenntnisreich dargestellt: Familiennamen, Identitäten und Clans, die ortstypische Kommunikation und Sprache, das religiöse Leben und ihre Kultur (Kirchen, Kapellen Festlichkeiten), das geistige Leben (Bildung, Schule u.a.m.), der ökonomische Wandel vom hablichen Bauerndorf zur reichen Tourismusgemeinde.

In einem historischen Augenblick rasanten Wandels ist es wichtig, durch Darstellung der toten und (noch) lebenden Traditionen und Erbschaften eine Brücke – das vorliegende Werk ist eine solche – zur kulturellen Vergangenheit der eigenen Gemeinschaft zu bauen. Sie allein ermöglicht nach dem Ableben der jetzigen Grosselterngeneration einen verstehenden Blick auf die Zeichen und Siglen der Vergangenheit, die dem – nunmehr stark



überbauten – einstigen Lebens- und Arbeitsraum Bedeutung verleihen. In unserem Fall die formal sehr präzise und mit Fotos und Planzeichnungen dokumentierten Flurnamen, Hauszeichen, lebende und verschwundene Bräuche, Arbeitsweisen und -Geräte, dramatische Geschehnisse (schabetgs) u.a.m. Dazu gehören auch die ewigen Streitigkeiten um Gemeindegrenzen in der Region: mit Schluein (Nutzungsrechte), Laax, Sagogn, Ruschein, die seit dem 15. Jahrhundert dokumentierbar sind und – über Falera hinaus – exemplarisch für die spätmittelalterliche/frühneuzeitliche territoriale Ausscheidung der Gemeinden Graubündens sind.

Insgesamt muss man nach der Lektüre von einem glücklichen Falera sprechen! Der Boden war und ist fruchtbar, weder Rufen, Hochwasser noch Lawinen haben die Gemeinde je bedroht, und selbst die Pestepidemien kannte man hier – wie es scheint – nur vom Hörensagen. Die Bevölkerung blieb deshalb stabil bei ca. 400 Seelen im 17./18. Jahrhundert, überschritt erst in den 1990er-Jahren das historische Maximum von 437 des Jahres 1835 und lag im Jahr 2000 bei 504.

Das Falera-Buch bietet exemplarisches Material und kundige Kommentare für die verschiedenen heutigen Leser interessierende Aspekte: Einbürgerung, Auswanderung, lokale Eliten, soziale, ökonomische und politische Organisation, Interdependenzen (Einbindung, Schutz und Abhängigkeit); und das in einer Genauigkeit und dokumentarischen Vielfalt wie selten möglich. Selbst die bis zum Ende des 17. Jahrhunderts vorhandene protestantische Minorität von 10 bis 15 Prozent konnte gebührend dargestellt werden.

Fazit: Fachliches Können und absolute Vertrautheit mit dem Dorf als historische und aktuelle Lebens- und Arbeitsgemeinschaft haben ein Werk hervorgebracht, bei dem man Ideen und Anregungen für Dorfmonografien ganz allgemein oder für die Beschreibung von besonderen Teilaspekten holen kann. Nicht zu vergessen: Es trägt zur historisch-kulturellen Bildung unserer Gäste bei und – was nicht minder erwünscht ist – der Einheimischen.

Adolf Collenberg